Konfliktzonen der Intimität?

Krisen- und Trennungsphasen in heterosexuellen Paarbeziehungen (1945-1999). Ein Gespräch

MANUEL BOLZ im Gespräch mit der Kulturanthropologin und Geschlechterforscherin ALEXANDRA REGIERT

ABSTRACT

Der Text basiert auf einem Interview mit der Kulturanthropologin und Geschlechterforscherin Alexandra Regiert. Im Zentrum steht ihr Promotionsprojekt, in dem sie mit biografischen Oral-History-Interviews arbeitet. Das Gespräch beleuchtet konflikthafte und spannungsreiche Dynamiken in heterosexuellen Ehe- und Paarbeziehungen in der BRD, insbesondere in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Analyse dieser Konstellationen eröffnet Einsichten in soziale und moralische Ordnungen, politische Kontexte und alltägliche Handlungsspielräume. Zugleich werden die kulturwissenschaftlich-ethnografische Forschungspraxis und die Navigation der Forscherin in einem hochgradig intimen Forschungsfeld thematisiert.

SCHLAGWORTE

Paarbeziehungen, Ehekonflikte, biografische Krisen, Historische Anthropologie, Oral History

ZITIERVORSCHLAG

Regiert, A., Bolz, M. (2026): Konfliktzonen der Intimität? Krisen- und Trennungsphasen in heterosexuellen Paarbeziehungen (1945-1999). Ein Gespräch. In: Berliner Blätter 93, 137–151. DOI: 10.60789/931244.

ISSN (Online): 2702–2536 | Creative Commons CC BY 4.0

Wie werden Krisen, Konflikte und Brüche innerhalb von Ehen und Paarbeziehungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wahrgenommen, bewältigt und narrativ verarbeitet? Aus welchen Motiven trennen sich Paare? Und inwiefern werden Trennungsprozesse durch soziale, kulturelle, ökonomische und politische Wert- und Moralvorstellungen beeinflusst? Folgt man den Arbeits- und Argumentationsweisen der Kulturanthropologie, dann lassen sich vermeintliche Selbstverständlichkeiten des Ehealltags und seiner Dynamiken aufbrechen. Konflikte innerhalb von Paarbeziehungen erscheinen dabei sowohl als Ausdruck sozialer Erwartungen wie auch als Folge historischer Transformationsprozesse in den Bereichen Arbeit und Alltag, Sexualitätsnormen, Geschlechterordnungen und Familienentwürfen.

Das folgende Interview basiert auf dem Dissertationsprojekt »Beziehungsgeschichte(n) – eine Oral History zum alltagskulturellen Wandel von Paarbeziehungen in der BRD (1945–1999)« (Arbeitstitel) von Alexandra Regiert. Ehen und Paarbeziehungen fungierten, so ihre These, insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg als Hauptschauplätze eines von Kontinuitäten und Brüchen geprägten Wandels der Geschlechterverhältnisse zwischen den Polen bürgerlicher Liebesidealisierung (›Liebesheirat‹), Liberalisierungs- und Entstigmatisierungsprozessen vorehelicher und gleichgeschlechtlicher Sexualität sowie Gleichberechtigung (Regiert 2020; 2023; 2026). Das Gespräch spürt der Frage nach, wie sich die neuralgischen Phasen einer Paarbeziehung, insbesondere Krisen, Konflikte und Trennungen, in autobiografischen Narrationen von Frauen unterschiedlicher Geburtsjahrgänge darstellen, welche Handlungsspielräume diese innerhalb tradierter familialer Ordnungen für sich identifizierten und welche genderspezifischen Dynamiken sowie zeithistorischen Prägungen hieraus hervorgehen. Aufgegriffen wird auch der Forschungsprozess selbst: Die Begegnung zwischen Forscherin und Forschungspartner:innen offenbart generationale Setzungen, moralische Gratwanderungen und umstrittene Positionierungen – Erfahrungen, Beobachtungen und Wahrnehmungen, die selbst Erkenntnispotenziale besitzen.

MANUEL BOLZ: Liebe Alexandra, danke, dass du dir die Zeit für mich nimmst. Könntest du zu Beginn kurz in dein Forschungsprojekt einführen? Was ist dein Forschungsfeld? Was interessiert dich? Und wonach fragst du?

ALEXANDRA REGIERT: In meiner Dissertation untersuche ich den alltagskulturellen Wandel heterosexueller Ehe- und Paarbeziehungen in der Bundesrepublik Deutschland im Zeitraum von 1945 bis 1999. Dabei folge ich – in Anlehnung an den Soziologen Karl Lenz (2009) – den vier Verlaufsphasen einer Paarbeziehung: Anbahnungs-, Bestands-, Krisen- und Auflösungsphase. Im Zentrum stehen Fragen danach, welche genderspezifischen Dynamiken die Entstehung von Paarbeziehungen prägten, welche Räume, Kommunikations- und Interaktionsweisen hierfür bedeutsam waren, wie Arbeitsteilung und Freizeitgestaltung organisiert wurden und welche sexualmoralischen Vorstellungen Einfluss auf voreheliche und eheliche sexuelle Praxen nahmen. Mich interessiert, welche Faktoren Konfliktphasen zugrunde lagen und welche Motive Trennungen entgegenstanden oder diese herbeiführten.

Gerade eine Beziehungsgeschichte »von innen« bietet die Möglichkeit, stereotype und oftmals verkürzte Zuschreibungen, die mit bestimmten Jahrzehnten beziehungsweise zeithistorischen Abschnitten verknüpft sind – etwa die »prüden« Fünfziger oder die »wilden« Sechziger –, zu hinterfragen und die Linearität von Emanzipations- und Liberalisierungsprozessen kritisch zu reflektieren. Mich interessiert also, wie sich Prozesse des Paar-Werdens und (Nicht-mehr-)Seins im Kontext eines »Wertewandels« nach 1945 veränderten, welche sozialen Instanzen, Leitbilder, Normen und Moralvorstellungen in unterschiedlichen soziohistorischen Zusammenhängen an Bedeutung gewannen oder eben verloren und wo sich Brüche zwischen Idealen und gelebter Praxis zeigen.

BOLZ: Das klingt komplex und herausfordernd. Wie bist du methodisch vorgegangen, um diesen Wertewandel greifbar zu machen?

REGIERT: Mein Quellenmaterial basiert auf mehrstündigen biografisch-narrativen Interviews mit 20 Frauen und 5 Männern: Die älteste Interviewpartnerin ist 1929 geboren, die jüngste 1973. Unter ihnen waren auch vier Paare, mit denen ich allerdings getrennt voneinander sprach. Die weiteren Personen sind alleinstehend, getrennt, verwitwet oder derzeit in einer Beziehung. Auch wenn ich den Fokus auf Beziehungen der Adoleszenzphase bis zum mittleren Erwachsenenalter setze, deute ich das retrospektiv Erzählte immer auch im Kontext der Gesamtbiografie beziehungsweise des Lebensverlaufs sowie der gegenwärtigen Perspektive, aus der auf die Beziehungsgeschichten geblickt wird. Denn die Interviewten versetzen sich zwar gedanklich in die erzählte Zeit zurück und sind bemüht, ihre Überzeugungen und Wahrnehmung von »damals« nachzuzeichnen, positionieren sich hierzu aber ausgehend von ihrer Gegenwart. Oft ist dann zu bemerken, wie sich verschiedene zeithistorische Prägungen und Wertvorstellungen überschreiben. Es geht also nicht nur darum, vergangene Paarbeziehungen zu rekonstruieren, sondern ebendiese Prägungen herauszudestillieren – im Bewusstsein, dass biografische Interviews stets, um mit Pierre Bourdieu zu sprechen,





Abb. 1+2 Einblicke in den Forschungsprozess. Dinge und Fotos können in lebensgeschichtlich-narrativen Interviews wertvolle Gesprächsimpulse sein und Strukturierungselemente darstellen.
© Alexandra Regiert

»biographische[n] Illusionen« (Bourdieu 1990) gleichkommen. Die Gespräche stellen, so lässt es sich zuspitzen, eine soziale Herstellungsleistung und narrative Identitätskonstruktionen dar.

Zu meiner eigenen Überraschung stieß ich kaum auf Hürden, Interviewpartner:innen zu finden, die bereit waren, mit mir über diese sehr sensiblen, emotionalen und teils gewaltvollen Themen zu sprechen. Männliche Interessenten zeigten sich jedoch deutlich zurückhaltender, was im genderheterogenen Setting, in der Altersdifferenz und im intimen Forschungsfeld begründet liegt – ebenso spielen bestehende Erzählkonventionen und Positionierungen des Sagbaren eine Rolle. Ergänzend zu den Interviews führte ich ein Forschungstagebuch, um Atmosphären, Details und Gefühlslagen während der Gespräche festzuhalten. Als Motivationen gaben viele Befragte an, das Interview als Chance zu nutzen, um das eigene Leben und die Beziehungen Revue passieren zu lassen oder – im Fall von Paaren – eine Basis für ein reflexives Gespräch zu schaffen. Auch wenn diese Ziele nicht intendiert waren, wohnte den Interviews häufig ein therapeutischer Charakter inne, begünstigt durch die vertraulichen Gesprächssituationen, das Zusammensitzen im privaten Wohnraum der Interviewten, das Erzählen-Lassen und Nachfragen. Auch erfolgte die Teilnahme aus Solidarität und der Bereitschaft heraus, meine Forschung und damit akademische Wissensproduktion zu unterstützen. Die eigenen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Biografien wurden als erinnerungs-, erzähl- und forschungswürdig bewertet.

BOLZ: Neben den von dir angesprochenen Erwartungen, die an dich als Forscherin herangetragen wurden, und den sicherlich herausfordernden Momenten in der Forschungspraxis: Was hast du bisher über biografische (Krisen-)Narrationen in heterosexuellen Paarbeziehungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts herausfinden können? Und was hat dich überrascht oder eben auch irritiert?

REGIERT: Besonders überrascht hat mich etwa, wie ambivalent sich sexualmoralische Vorstellungen nach 1945 darstellten und wie scharf sexuelle Lebenspraxen mit öffentlichen Normen und rechtlichen Rahmenbedingungen kontrastierten: So stießen voreheliche Beziehungen selbst in ländlich-katholischen Regionen insgesamt auf Toleranz. Der bis 1973 bestehende »Kuppeleiparagraf«, der es Eltern, Vermieter:innen oder Bekannten verbot, unverheirateten Paaren Räume für sexuelle Begegnungen zur Verfügung zu stellen, hatte nur begrenzte Wirkmacht: Vermieter:innen gingen außer Haus, sobald sich »Damenbesuch« ankündigte; es existierten halböffentliche Räume, wo Paare sich trafen, etwa im Auto am Deich, oder die Eltern sahen duldend über die intimen Zusammenkünfte ihrer Kinder hinweg. Weitaus einschneidender erschien die Angst vor einer unehelichen Schwangerschaft – und damit vor einer existenzbedrohenden Situation: sozial aufgrund der Kontrolle im Nahbereich, ökonomisch wegen der zumeist unsicheren finanziellen Lage. Die sogenannte Antibabypille kam ja in der Bundesrepublik erst 1961 auf den Markt und Kondome waren, zumal für Frauen, nicht immer niedrigschwellig erhältlich. Auch galt ihre Qualität in

Deutschland bis in die 1980er-Jahre als defizitär (König 2016, 183-185). Viele meiner Interviewpartner:innen gingen daher »Muss-Ehen« ein, sobald ein Kind erwartet wurde. Eine Befragte berichtete etwa, sie habe vor einer Madonnenfigur um eine Fehlgeburt gebetet. Das erscheint auf den ersten Blick paradox, führt aber auch die sehr ambivalenten Moralvorstellungen vor Augen, die – das zeigen etwa die Arbeiten der Historikerin Dagmar Herzog – unter anderem ein Ergebnis der durch den Nationalsozialismus vorangetriebenen Säkularisierung darstellen (Herzog 2005, 152).
Zugleich zeichnet sich selbst in der Hochzeit der »sexuellen Revolution« in den 1970er-Jahren keine vollständige Erosion des Sexualkonservatismus ab: Da gab es Eltern, die sich weigerten, das Schlafzimmer eines Paares zu betreten, weil dort vorehelicher Sex stattfand, oder der gemeinsame Urlaub entfiel, weil man noch nicht verheiratet war und sich sorgte, was »die Leute sagen« könnten. Bedeutsam ist der enorme (Alltags-)Pragmatismus, der oftmals am Beginn einer Paarbeziehung stand. Das bürgerliche Ideal einer Liebesheirat spielt in meinem Material bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein keine große Rolle, vor allem bei Frauen, die sich in einer ökonomisch wenig abgesicherten und sozial stabilen Lage befanden. Viele Menschen, gerade aus dem bäuerlichen Milieu oder Arbeiter:innenmilieu, konnten eben nicht am sogenannten Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit partizipieren. Schließlich zeigen sich selbst im späten 20. Jahrhundert die Beharrungskräfte von internalisierten, aber auch explizit-performativen Geschlechterrollen. Hinzu kommt die große Diskrepanz zwischen dem Ideal einer geschlechteregalitären Arbeitseinteilung und einer Alltagspraxis, die angesichts struktureller Ungleichheiten bis heute fortbesteht: Stichwort Gender Care Gap, der noch im Jahr 2022 44,3 Prozent betrug und damit einen deutlichen zeitlichen Mehraufwand von Frauen in der unbezahlten Sorgearbeit gegenüber Männern markiert (Statistisches Bundesamt 2024).

BOLZ: Die von dir skizzierten Widersprüche und Ambivalenzen zeigen sich in deinem Feld u. a. als Reibungsmomente. Die 19. Arbeitstagung der Kommission für Geschlechterforschung und Queere Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) fand im Sommer 2025 in Göttingen statt. Sie beschäftigte sich mit Friktionen rund um Geschlecht und Sexualität. Inwiefern sind diese Perspektiven in deinem Material präsent?

REGIERT: Ich fokussiere das Reibungsvolle, Spannungsgeladene und Konfliktreiche vor allem über Krisenerzählungen, thematisiere also Friktionen weniger in einem produktiven, sondern eher in einem destruktiven, das Soziale auflösenden Sinn. Krisen beziehungsweise biografische Brüche, die als solche gedeutet werden, stellen in meinem Feld zunächst Veränderungen dar, die als belastend erlebt werden, emotional destabilisierend wirken und damit auch das gewohnte, routinierte Handeln und alltägliche Erleben unterbrechen. Eine Krise kann sich auf eine einzelne Situation beschränken oder den Paaralltag über längere Zeit prägen, sie muss aber nicht in einer Trennung enden – möglich ist auch eine Rückkehr zu einer vorherigen Beziehungsdynamik (Lenz 2009, 69). Eine Krise muss auch nicht von beiden

Partner:innen als solche empfunden werden – eine Person kann sich belastet fühlen, die andere die Beziehung aber weiterhin als harmonisch wahrnehmen (ebd., 136). Besonders anfällig für Krisen sind Schwellenereignisse, zum Beispiel der Umzug in eine gemeinsame Wohnung, ein Jobwechsel, die Heirat oder die Geburt eines Kindes. Konflikte, die im Zuge einer Krise auftreten, können unterschiedliche Themen betreffen: Eifersucht, Sexualität, Freizeitgestaltung, berufliche Entwicklungen, Finanzen oder Kindererziehung (ebd., 143-145; Burkart 2018, 175). Erst wenn es nicht gelingt, die vorhandenen Differenzen zu bewältigen, wird die sogenannte Auflösungsphase eingeleitet, die aber nicht zum finalen Ende der Beziehung führen muss. Eine unumkehrbare Auflösung kann natürlich auch durch den Tod erfolgen. Grundsätzlich ist die Auflösungsphase ein Prozess, der über die eigentliche Trennung hinausreicht, da sie mit hoher emotionaler Belastung verbunden ist, verschiedene Bewältigungsstrategien erfordert und oft eine Neuorientierung im sozialen Leben verlangt (Lenz 2009, 69; 180-185).

BOLZ: Krisenereignisse und -situationen wirken hier wie Medien gesellschaftlicher Ordnung und Geschlechtervorstellungen. Wie schlägt sich diese Perspektive in deinem empirischen Material nieder? Wo liegen analytische Erkenntnispotenziale?

REGIERT: Eine Interviewpartnerin äußerte mir gegenüber, als sie über ihre Ehe in den 1950er- und 1960er-Jahren sprach: »Wenn ich jetzt sage, ich lass mich scheiden, wer hätte denn da was davon?« Das Zitat verdeutlicht ein Abwägen zwischen individuellen Wünschen und sozialen Erwartungen. Es verweist exemplarisch auf moralische Normen und ökonomische Abhängigkeiten, die sowohl den Paaralltag als auch die in meinem Material überlieferten Erfahrungen prägten. Ich interessiere mich vor allem dafür, welchen zeithistorischen Prägungen die geschilderten Krisenphasen unterliegen: Bei den vor 1940 geborenen Interviewten zeigt sich ein eher pragmatischer Umgang mit erlebten Krisen und Konflikten. Vor dem Hintergrund der christlich-bürgerlichen Kernfamilie, die nach dem Krieg





Abb. 3+4 Ehen galten im Untersuchungszeitraum als gesellschaftliches Ideal und Vergleichsfolie, obgleich sich Vorstellungen von Liebesheirat, Sexualmoral, ökonomischer Sicherheit und religiöser Zugehörigkeit wandelten. © Alexandra Regiert

zum ordnungsstiftenden gesellschaftlichen Leitideal erhoben wurde, tritt in den Erzählungen deutlich die Typisierung und Figuration eines tradierten weiblichen »Geschlechtscharakters« (Hausen 1976) zutage, wie er aus den gesellschaftlichen Umbrüchen des 18. und 19. Jahrhunderts hervorging: eine gütige, rücksichtsvolle, passiv duldende (Ehe-)Frau, die Konflikte ebenso wie das Sprechen darüber als negativ und nicht zielführend für die gemeinsame (zukünftige) Lebensführung und familiäre Organisation begreift.

So pragmatisch-unemotional, wie die Beziehungen oft zu beginnen schienen, stellt sich dann auch der Umgang mit Krisen dar. Wenn der Ehepartner etwa außereheliche Beziehungen unterhält, wird dies stillschweigend akzeptiert: Dem Mann verschaffe das eheliche Sexualleben wohl nicht hinreichend Befriedigung (womit die Mitschuld bei der Ehefrau verortet wird). Es geht der hier Interviewten weniger um das eigene Bedürfnis nach lustzentrierter Sexualität, sondern vor allem darum, dass der Ehemann sich in der Rolle eines versierten Liebhabers wähnen soll, sie dies aber nicht ausreichend vermitteln würde. Sie fragt sich, so das eben aufgegriffene Zitat, welchen ›Nutzen‹ sie – auch angesichts wirtschaftlicher Abhängigkeiten und potenzieller moralischer Sanktionen – aus einer Auseinandersetzung oder gar einer Trennung ziehen könnte. Sie verlangt von ihrem Ehepartner lediglich, sich mit seinen Geliebten nicht in der Öffentlichkeit zu zeigen, da dies aufgrund des gesellschaftlichen Normbruchs als beschämend empfunden wird – vor allem für die Frau in ihrer Rolle als Gattin und gegebenenfalls Mutter. Als zentrale Erkenntnis kann ich also festhalten, dass dieser Alltagspragmatismus, der als roter Faden die Paarbiografien der Kriegs- und teils auch Nachkriegskohorten durchzieht, von den Interviewten weniger als Symptom von Ohnmacht gedeutet wird, sondern vielmehr als souveräner und reflektierter Ausdruck von Vernunft und Selbstbeherrschung beziehungsweise der Nutzung von Handlungsspielräumen – was auch als narrativer Versuch lesbar ist, retrospektiv Deutungshoheit zurückzuerlangen.

In einigen Fällen schildern Interviewpartnerinnen Erfahrungen häuslicher Gewalt, die in den 1950er- und 1960er-Jahren nicht zu einer Trennung oder gar Scheidung führten: Die Akteurinnen führten zum einen religiöse Gründe an, indem sie sich auf den kirchlichen Eid beriefen, den sie als bindend wahrnahmen; zum anderen sorgten sie sich darum, dass das soziale Umfeld den Vater der eigenen Kinder verurteilen könnte. Diese Dynamiken zeigen die Wirkmacht des Patrilinearitätsgedankens, demgemäß biologische Abstammung, familiäre Zugehörigkeit, Status und Kontinuität über die väterliche ›Linie‹ gedacht beziehungsweise als Orientierungspunkt genutzt werden. Das Selbstverständnis der weiblichen Interviewten veränderte sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts sukzessive von einem »Dasein für andere« hin zu einer Position, die sich selbstbewusst auf die Suche nach einem »Stück eigenen Lebens« begibt, wie es die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim (2008) nennt. Das bedeutet aber nicht, dass tradierte Rollenarrangements substanziell hinterfragt wurden. Ganz im Gegenteil zeigt mein Material ein Festhalten an normativen Sorge-Imaginationen der ›guten‹ Hausfrau und Mutter. Gleichzeitig steigt jedoch auch der Anspruch an einen partnerschaftlichen Umgang auf Augenhöhe, der nicht zuletzt im Zuge der Neuen

Frauenbewegung an Wirkmacht gewonnen hat. Scheidungen erfolgen dann etwa, weil sich verbale Herabwürdigungen oder auch Gewalt über einen langen Zeitraum wiederholen oder weil die gemeinsame Lebensplanung sich vorwiegend nach den Plänen des Ehemannes richtet und dies als asymmetrisch bewertet wird. Einige Interviewpartnerinnen identifizieren außereheliche Beziehungen als Widerstandsform gegen eheliche Hierarchien. Rechtliche Zäsuren und die Veränderung politischer Kontexte spielen bei der Aushandlung von Krisen innerhalb der Paarbeziehung eine ebenso prägende Rolle. Vor allem die Reform des Ehe- und Familienrechts 1976/77 ist hier von Bedeutung: Erst sie erlaubte es verheirateten Frauen, unabhängig von der »Erfüllung häuslicher Pflichten« eine Erwerbsarbeit aufzunehmen. Im Scheidungsrecht ersetzte das Zerrüttungs- das Verschuldensprinzip. Dieser Umbruch behob vor allem Nachteile, die zuvor primär Frauen in der Scheidung betrafen – denn wenn die Frau nach dem Urteil der Richter:innen die Verantwortung für das Scheitern der Ehe trug, konnten ihr Unterhaltszahlungen verwehrt bleiben (Neumaier 2019, 382). Dennoch zeigt mein Interviewmaterial deutlich, dass jenseits dieser Zäsuren nicht pauschal von einer linearen Entwicklung einer einst stigmatisierten und nun normalisierten Scheidung gesprochen werden kann. Alltäglicher Pragmatismus, finanzielle Abhängigkeiten und ökonomische Not, die Sorge vor Altersarmut, vor allem in Verbindung mit unbezahlter Sorgearbeit und Stigmatisierung, bilden auch in den Erzählungen jüngerer Interviewpartnerinnen zentrale Motive und Machtstrukturen innerhalb der Paarbeziehung. Die Ehe stellt Ende der 1990er-Jahre noch immer eine gesellschaftlich erstrebenswerte Institution dar. Singles erscheinen eher als Defizitfiguren (Hradil 2003).

BOLZ: Macht, Geschlecht, Gewalt, Ungleichheit. Das sind große Konzepte. Wie konzeptionalisierst du sie in dem Spannungsfeld zwischen individuellen Lebenswelten und biografischen Erfahrungen in den Paarbeziehungen sowie in den gesellschaftlichen und politischen Dynamiken?

REGIERT: Ganz grundsätzlich ist das Paar als soziales Gebilde tief in gesellschaftliche Strukturen eingebettet und steht mit ihnen in einem reziproken Verhältnis (Motakef/Wimbauer 2019, 1104). Es existiert nicht im luftleeren Raum. Paar-Konstruktionen orientieren sich an kulturellen Mustern sowie zeitgebundenen Leitbildern – etwa Vernunfts-, Kameradschafts- oder Liebesehen – und an strukturellen Rahmenbedingungen, seien es Recht, Ökonomie, Politik, Religion oder Medizin. Zugleich lassen sich Paare als zentrale Orte der Aushandlung von sozialen und ökonomischen Ungleichheiten begreifen: Sie bilden eine private Sphäre, in der Normen und Machtverhältnisse anders greifen als in der Öffentlichkeit. Gleichzeitig sind sie nicht isoliert zu betrachten. Sie sind von gesellschaftlichen Erwartungen und Projektionen durchzogen. Intimität kann Machtasymmetrien abmildern, doch treten gerade hier auch Dominanz, Differenz und strukturelle Abhängigkeiten zutage. Paarbeziehungen sind daher Hauptschauplätze von Gesellschaft, in denen Ungleichheiten sowohl reproduziert als auch unterlaufen und transformiert werden können. Vor allem heterosexuelle Paare stabilisieren oftmals nach außen eine cis-heteronormativ-binäre

Geschlechterordnung, selbst wenn sie sich auf egalitäre Prinzipien berufen (Koppetsch/Burkart 1999). Aus intersektionaler Perspektive lassen sich neben Geschlecht/Gender weitere Ungleichheitsachsen identifizieren – etwa Klasse, Ethnizität, Migration oder Sexualität –, welche zeigen, wie gesellschaftliche Strukturen in die Paar- und demnach Intimsphäre oder auch in Vorstellungen von Liebe übersetzt werden (Rusconi/Wimbauer 2013, 10-36; Motakef/Wimbauer 2019, 1107).

BOLZ: Du benennst die vielen Knotenpunkte und Kontexte, die auf eine Paarbeziehung beziehungsweise Ehe einwirken und tradiert werden, sich aber auch wandeln können. Welche gesellschaftlichen Umbrüche (zum Beispiel Emanzipationsbewegungen, Wandel der Familienmodelle) haben die Paarbeziehungen im Untersuchungszeitraum besonders beeinflusst?

REGIERT: Ich plädiere gerade aus kulturwissenschaftlicher Perspektive dafür, zeithistorische Zäsuren wie »1968« oder mystifizierte Prozesse wie die »sexuelle Revolution« kritisch zu reflektieren, weil sie sich allzu leicht in die Großerzählung einer vermeintlich linear verlaufenden Liberalisierungsgeschichte fügen, die oft auf urbane Zentren, Bildungseliten, öffentliche Räume oder männliche Akteure fokussiert. Mir ist es deshalb wichtig, die Beziehungsgeschichten von Alltagsakteur:innen zu beleuchten, die nicht aktiv an den Diskursen über sexuelle Liberalisierung und Emanzipation partizipierten und etwa wegen ihrer Verortung in kleinstädtischen und ruralen Räumen häufig nur begrenzten oder auch gar keinen Zugang zu gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen hatten. Es sind also auch die peripheren Räume und ›Randzonen‹ samt ihren Ambivalenzen und Widersprüchen, die ich in den Blick nehme. Feministischen Traditionen des Faches folgend geht es mir zudem darum, das Denken in Überlappungen und im Gleichzeitigen zu stärken – in diesem Fall die Sexual- und Ehemoral in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts betreffend.
Umbrüche spiegeln sich – wenn auch subtil und verzögert – durchaus in meinem Material wider: Mir erzählten etwa Interviewpartnerinnen aus dem ländlichen Raum, sie hätten mit ihren Freundinnen die in den späten 1960er-Jahren erschienenen Sexualaufklärungsfilme Oswalt Kolles (1928–2010) gesehen, dadurch ihre eigenen Körper besser kennengelernt und erstmals von ihrer Orgasmusfähigkeit erfahren, was ihr Sexualleben positiv verändert habe. Auch wenn die meisten meiner Interviewpartnerinnen nicht Teil der Neuen Frauenbewegung waren, wirkten deren Haltungen, Strategien und Interventionen in alltägliche Lebenswelten und Biografien hinein. Zu nennen sind etwa die Lektüre der 1977 erstmals von Alice Schwarzer herausgegebenen *Emma*, die Gesprächspartnerinnen dazu inspirierte, einen kinderfreien Abend einzufordern oder eine Nebenerwerbstätigkeit aufzunehmen, die entsetzten Reaktionen einer Schwiegermutter, als der Ehemann einer Gesprächspartnerin trotz Kritik beim Fensterputzen half, oder auch die Reform des Scheidungsrechts im Jahr 1976/77.

BOLZ: Lassen sich die Ergebnisse deiner Forschung auf weitere Paar- und Beziehungskonstellationen, wie zum Beispiel queer-feministische Modelle, übertragen?

REGIERT: Definitiv! Mit meiner Arbeit möchte ich über die empirische Erforschung von Normen und Handlungszwängen bei heterosexuellen Paaren Brücken zu historischen wie auch gegenwartsbezogenen Studien schlagen, die sich mit Beziehungskonstellationen und ihren teils reibungsvollen, spannungsgeladenen und konfliktreichen Aushandlungsprozessen jenseits hetero- und paarnormativer Modelle befassen. Dabei knüpfe ich beispielsweise an Benno Gammerls Oral-History-Studie zum queeren Leben in der Bundesrepublik an, die gezeigt hat, dass die verbreitete Vorstellung einer linearen Liberalisierung brüchig wird, sobald man rechtliche und politische Entwicklungen mit individuellen Biografien konfrontiert (Gammerl 2021). Auch queere Formen des Begehrens bewegen sich häufig nicht vollständig außerhalb dessen, was Judith Butler als »heterosexuelle Matrix« (Butler 1991) bezeichnet: So werden in nicht-heterosexuellen Paar- und Familienentwürfen normative Imaginationen von romantischer Beziehung und/oder geschlechtlicher Binarität nicht immer durchbrochen, sondern partiell auch (re)produziert. Das zeigt sich etwa am Festhalten an der Institution Ehe beziehungsweise an dem Bedürfnis, die eigene Beziehung durch Heirat zu legitimieren.
Gleichzeitig begründe ich meinen Fokus auf heterosexuelle Paarbeziehungen durch ein identifiziertes Forschungsdefizit: Während sich die Sexualwissenschaft wie auch angrenzende Disziplinen früh den als ›deviant‹ markierten Sexualitäten zuwandten, gerieten historische Perspektiven auf heterosexuelle Konstellationen in den Hintergrund, sodass sich hier Desiderate ergeben haben. Gerade deshalb bieten die Queer Studies, die sich durch ein hohes Maß an Empirieaffinität auszeichnen, wichtige Anknüpfungspunkte für mein Projekt, um Normierungsprozesse, aber auch Brüche, Störungen und Transformationen nachzuzeichnen.

BOLZ: Welche Relevanz hat deine Forschung für das heutige Verständnis von Paarbeziehungen oder Geschlechterverhältnissen? Und welche Kontinuitäten und Brüche lassen sich deiner Meinung nach im Heute identifizieren?

REGIERT: Da ist zum einen der von dem französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann beschworene »Widerstand der Alltagsgesten« (Kaufmann 1994, 293) – egal, wie geschlechteregalitär man den eigenen Beziehungs- und Familienalltag gestalten möchte, die Prägespuren tradierter Ordnungen sind tief: Das Geschlechterwissen ist in Körper, Handlungen, Denkweisen, Wissensformen, Erzählungen und Institutionen eingeschrieben. Konkret zeigt sich das etwa im vermehrt diskutierten Mental Load, also der Belastung, die vor allem für Mütter mit der unbezahlten Organisation des alltäglichen Lebens einhergeht. Einige meiner jüngeren Interviewpartnerinnen beschäftigen sich seit Kurzem mit der strukturellen Entwertung von Care-Arbeiten und erkennen unreflektierte asymmetrische Beziehungsdynamiken erst in der Retrospektive.
Aus Sicht der Kulturanthropologie erscheint es mir nach wie vor wichtig, (zeit)historische Perspektiven auf gegenwärtige Phänomene vertiefend zu verfolgen, also das Geworden-Sein unserer alltäglichen Lebenswelten nicht aus dem Blick zu verlieren und das auch in der Wissenschaftskommunikation zu vermitteln. Die Historische Anthropologie bietet hier Arbeitsweisen

und Werkzeuge an, um Geschichte(n) einzuordnen und womöglich zu dekonstruieren (Gingrich/Zips 2006; Wietschorke 2012).
Vor allem hinsichtlich des Rechtsrucks in Europa und einer sich abzeichnenden Retraditionalisierung halte ich die nostalgische Idealisierung und Verklärung der Vergangenheit für gefährlich: In vulnerablen Zeiten, in denen sich Gesellschaften mit multiplen Krisen konfrontiert sehen, gelten tradierte Verhältnisse als erstrebenswert, weil sie Sicherheit vermitteln. Dann wird rasch das Bild eines diffusen, vermeintlich heilen »Frühers« gezeichnet und der Blick verengt: Beziehungen seien durch »klare« Rollenverteilungen und Hierarchien gekennzeichnet gewesen und nicht so schnell »weggeworfen« worden. Dabei führt mein Material scharf vor Augen, wie komplex und vielschichtig sich Beziehungsdynamiken in der Praxis gestalteten, wie strukturelle Asymmetrien in private Sphären drangen und dass stereotype Vorstellungen bestimmter Perioden oft nicht mit den subjektiven Erfahrungen übereinstimmen – zumal sich auch Fragen aufdrängen: Welche Paare besaßen den finanziellen Spielraum, sich am breiter werdenden Konsumangebot zu bedienen? Welchen Frauen stand wegen höherer formaler Bildung oder stabilerer finanzieller Situation die Möglichkeit offen, ihren Partner auf der Basis romantischer Zuneigung zu wählen? Und für wen war eine Trennung überhaupt realisierbar?
Insgesamt zeigt sich, wie stark historische Geschlechterverhältnisse sowie soziale Differenzierungen bis heute das Erleben und die Gestaltung von Paarbeziehungen prägen – und inwiefern es diese auch in aktuellen gesellschaftlichen wie politischen Diskursen zu reflektieren und zu verhandeln gilt.

BOLZ: Das Gestern und Heute ist sicherlich nicht nur für die Greifbarkeit und Sichtbarmachung des Feldes herausfordernd, sondern auch für die Erhebung. Begegneten dir im Zuge deiner Forschung und Gespräche auch forschungsethische Herausforderungen?

REGIERT: Da mein Themenfeld in einer zutiefst vulnerablen Sphäre verortet ist – der eigenen Sexualität und dem intimen Umgang mit anderen Menschen –, begleiteten mich forschungsethische Aspekte durch sämtliche Phasen der Materialerhebung und -auswertung. Dabei war für mich besonders die Frage nach Grenzen zentral, sowohl jene meiner Interviewpartner:innen als auch meine eigenen. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang – wie in sämtlichen Feldsituationen – hinzunehmen, dass manches unsagbar bleibt, wobei das Nicht-Erzählbare stets ebenfalls einen Forschungsbefund darstellt. Auch das Nicht-Sprechen und Schweigen (sei es aufgrund von Vergessen, Verstummen oder bewusstem Ignorieren) bieten Erkenntnispotenziale, weil sie auf gesellschaftliche und moralische Rahmungen verweisen, wann das Sprechen über sich selbst, über eigene biografische Erlebnisse, über Sexualität, Paar-Sein oder Liebe gewollt und erwünscht ist oder gar eingefordert wird. Dabei sollte man jedoch auch die Gefahr eines ›ethnografischen Voyeurismus‹ mitdenken: Das Private ist nicht als Schauwert auszustellen, sondern als sozialer Raum zu analysieren, in dem sich gesellschaftliche Ordnungen, Geschlecht, Intimität und Macht formieren.

Teilweise wurde ich aufgrund meiner alters- und geschlechtsspezifischen Positioniertheit während der Gespräche in die ›Enkelinrolle‹ katapultiert: Ich bemerkte bei mir selbst als Forscherin, Frau und Ethnografin, wie sich im Laufe der Zeit etwas mehr Souveränität einstellte und ich Irritationen produktiv nutzbar machen konnte, obgleich sich Status- und vergeschlechtlichte Machtbeziehungen nicht gänzlich auflösen lassen. Zu Beginn navigierte ich eher zaghaft durch sensible Themenkomplexe, lernte dann aber mit wachsender Erfahrung, dass sich ein flexibles, situationsangemessenes, oft intuitives Handeln als besonders fruchtbar erweist.
Das Konflikthafte war quasi omnipräsent: So führte ich Interviews mit Paaren – allerdings in Einzelinterviews – und hörte teils gänzlich unterschiedliche Gründe, weshalb man zur Eheberatung ging: Er meinte, sie habe eine Affäre mit ihrem Vorgesetzten unterhalten. Sie beklagte, die Schwiegermutter habe sich ständig in die Ehe eingemischt. Ich wurde also temporär zur Mitwissenden, hielt mich im Gespräch mit der jeweils anderen Person jedoch zurück. Solche Situationen erforderten von mir Flexibilität und situatives Anpassen.
Es gab einige Situationen, die sich für mich als besonders herausfordernd darstellten. Ein Beispiel: Eine Interviewpartnerin hatte in der Nachkriegszeit sexualisierte Gewalt erlebt und war gezwungen, den Täter zu heiraten, mit dem sie fortan eine über 40 Jahre andauernde gewaltgeprägte Ehe führte. In ihrem Erinnerungsprozess schien das in der Vergangenheit Erlebte für sie erneut Präsenz zu erlangen, weshalb ich – emotional ergriffen von ihren Erlebnissen – mehrfach darauf hinwies, dass wir das Gespräch abbrechen könnten. Sie entschloss sich, weiterzuerzählen, berührte eheliche Gewalterfahrungen aber nur bis zu einem gewissen Grad, eher distanziert und in komprimierten Episoden. Nachfragen stellte ich empathisch-zugewandt und behutsam-abwägend. Am Ende bemerkte sie zu meiner Überraschung, es sei »ein schöner Nachmittag« gewesen, und bedankte sich. Für sie schien das Interview einen geschützten Rahmen geboten zu haben, in dem sie ihre Geschichte einer zuvor unbekannten Person erzählen konnte. Einen Anreiz bildete die Vereinbarung, dass persönliche Daten vertraulich behandelt und pseudonymisiert werden. Mein Projekt berührt also auch Fragen des Forschungsdatenmanagements, beispielsweise, welche Geschichten und Personen wie in Erscheinung treten, aber auch, wo Materialien gesichert sind und wer Zugang dazu hat.
Es gilt schließlich auch, zu differenzieren zwischen einer empathischen Zugewandtheit in den Erhebungssituationen und einer nötigen reflexiven Distanz in der Auswertungsphase sowie der dazugehörigen Quellenkritik – hier können etwa Supervisionsgruppen helfen, Leerstellen im eigenen Vorgehen zu erkennen, konträre Perspektiven einzubringen und die Balance zwischen Nähe und Distanz methodisch wie emotional zu sichern.

BOLZ: Das ethnografische Heranzoomen, aber auch die erwähnte Offenheit für Überraschungen sowie die Reflexivität über die eigene Positionierung im Forschungsprozess sehe ich als Kernkompetenzen unseres Faches an. Vielen Dank, dass du diese hier abschließend nochmal stark gemacht hast.

REGIERT: Sehr gerne. Vielen Dank, lieber Manuel, für die Einladung.

ALEXANDRA REGIERT M. A. studierte Vergleichende Kulturwissenschaft, Kunstgeschichte und Deutsche Philologie an der Universität Regensburg. Seit 2023 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Vergleichende Kulturwissenschaft der Universität Regensburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der zeitgeschichtlichen Geschlechterforschung, wo auch ihr Dissertationsprojekt verortet ist, sowie in Bereichen der Sexual-, Körper- und Badekultur.

MANUEL BOLZ M. A. studierte Volkskunde/Kulturanthropologie beziehungsweise Empirische Kulturwissenschaft und Germanistik an der Universität Hamburg. Seit 2023 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen. Zu seinen Forschungsinteressen zählen: Stadtraum & Emotionen, Recht & Politik, Gender & Gewalt, Körper & Wissen, Public Anthropology.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1–4 Fotografien © Alexandra Regiert.

LITERATURVERZEICHNIS

Beck-Gernsheim, Elisabeth (2008): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Sylvia Marlene Wilz (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen (= Studientexte zur Soziologie). Wiesbaden: Springer, 19-61, DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-90831-1_2.

Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 3/1, 75-81, DOI: https://doi.org/10.3224/bios.v32i1-2.05.

Burkart, Günter (2018): Soziologie der Paarbeziehung. Eine Einführung (Studientexte zur Soziologie, Bd. 1). Wiesbaden: Springer, DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-19405-5.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gammerl, Benno (2021): Anders fühlen: Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte. München: Hanser Literaturverlage.

Gingrich, Andre/Werner Zips (2006): Ethnohistorie und historische Anthropologie. In: Aloys Winterling (Hg.): Historische Anthropologie. München: Franz Steiner, 245-263.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart: Ernst Klett, 363-393.

Herzog, Dagmar (2005): Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München: Siedler.

Hradil, Stefan (2003): Vom Leitbild zum „Leidbild". Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der „Wandel des Wertewandels". In: Zeitschrift für Familienforschung 15/1, 38-54.

Kaufmann, Jean-Claude (1994): Schmutzige Wäsche: Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Konstanz: UVK.

König, Wolfgang (2016): Das Kondom. Zur Geschichte der Sexualität vom Kaiserreich bis in die Gegenwart (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte Bd. 237). Stuttgart: Franz Steiner.

Koppetsch, Cornelia/Günter Burkart (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich. Konstanz: Herbert von Halem.

Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. 4., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer, DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-531-91439-8.

Motakef, Mona/Christine Wimbauer (2019): Paarbeziehungen: Paare und Ungleichheiten als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek u. a. (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (= Geschlecht und Gesellschaft Bd. 65). Wiesbaden: Springer, 1103-1110, DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0.

Neumaier, Christopher (2019): Familie im 20. Jahrhundert. Konflikte um Ideale, Politiken und Praktiken (= Wertewandel im 20. Jahrhundert, Bd. 6). Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg.

Regiert, Alexandra (2020): Die Rolle der Frau in vorehelichen Paarbeziehungen zwischen 1945 und 1968. In: ForAP. Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden der SLK 3 (3), 59-73, DOI: https://doi.org/10.5283/forap.47.

Regiert, Alexandra (2023): Im Schatten der Revolte. Zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in biografischen Narrationen von Nichtakademikerinnen der 1968er-Generation. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2, 69-74.

Regiert, Alexandra (2026): "No plaintiff, no judge". Discrepancies between norms and practices in premarital sexuality during West Germany's "long sixties". In: Annales de démographie historique 1, 121-150.

Rusconi, Alessandra/Christine Wimbauer (2013): Paare und Ungleichheit(en) – eine Einleitung. In: GENDER Sonderheft 2, 10-36.

Statistisches Bundesamt (2024): KORREKTUR: Gender Care Gap 2022: Frauen leisten 44,3 % (alt: 43,8 %) mehr unbezahlte Arbeit als Männer. Statistisches Bundesamt. URL: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/02/PD24_073_63991.html, aufgerufen am 6.11.2025.

Wienfort, Monika (2020): Enttäuschung, Scheitern, Neuanfang. Ehescheidungen in der Bundesrepublik 1950–1989. In: Petra Terhoeven/Tobias Weidner (Hg.): Exit: Ausstieg und Verweigerung in „offenen" Gesellschaften nach 1945. Göttingen: Wallstein, 132-151.

Wietschorke, Jens (2012): Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungsprogramm. URL: https://www.hsozkult.de/debate/id/fddebate-132248, aufgerufen am 6.11.2025.

Berlin Universities Publishing

Copyright © 2026 The Author(s)